

Das zweite Gesicht.

Von H. B. Neuer.

Es war eine finstere Dezembernacht, der Wind umhulte das auf einer kleinen Anhöhe gelegene Herrenhaus des Ritterguts Katarinowo, das meinem Schwager gehörte. Die Pappeln und hochstämmigen Tannen, die das Haus umgaben, schützten und schützten unter der Wuth des Sturmes, wie Menschen unter einer großen Sorgenlast. Wir saßen im gemütlichen Wohnzimmer am großen Familientische und vergoldeten Kessel und Röhre, plauderten heiter, tranken Tee und Inabertend ab und zu an einem selbstgebackenen Pfefferkuchen. Wenn ich sage, so, meine ich damit meine Schwester, meine zweitälteste Nichte, einen Knaben von 16 Jahren, Ober-Setunauer des St. Schinasiums, der zu den Ferien nach Hause gekommen war, und meine Nichte, die beiden jüngsten Kinder, liebliche, blonde Mädchen von sieben und acht Jahren, schliefen schon längst friedlich in ihren Betten und träumten von dem lieben Christkind, das in wenigen Tagen seinen Einzug halten sollte. Mein Schwager und der älteste Sohn des Hauses, ein frischgebackener Lieutenant, der seinen ersten Urlaub bei den Eltern verlebte, waren zu einer großen Treibjagd auf ein zwei Meilen entferntes Gut, in unserer Provinz nennt man das „in die Nachbarschaft“ gefahren. Wir warteten nicht etwa auf ihre Heimkunft, denn darin waren die Herren unberechenbar.

Auf die Jagden folgte hier gewöhnlich ein großes Essen und auf dieses für die älteren Herren ein Spielchen und für die jüngeren ein fröhliches Tanz, denn meistens fanden sich zum Diner noch vereinzelt Schiffsjäger mit ihren Damen ein. Es kam also ganz darauf an, wie sich unsere Nimrod amüßten, wir hatten schon erlebt, daß sie sogar die frühen Morgenstunden dazu zu Hilfe nahmen. Meine Schwester wollte aber gern alles für den Christbaum vorbereiten, der am anderen Tage geschmückt werden sollte, um dann bis zur Befestigung in den Saal gestellt zu werden. Des Tages stürten uns die beiden kleinen Willkür, auch mußte noch Kuchen gebacken und eingeschichtet werden, und so kam es, daß wir bis tief hinein in die Nacht saßen. Der Gutsbesitzer machte die Runde, auf einer kleinen, schiffähnlichen Pflanze die Stunden abzugeben.

„Schon zwölf Uhr“, sagte meine Schwester, leise gähnd, „ich denke wir lassen uns den Rest der Arbeit für morgen Abend und gehen schlafen.“

„Nur noch diese beiden Äpfel laß mich ergolten, Mütterchen, dann zieh ich ab“, rief mein Neffe zügelnd, „du dieses Wetter“, schüttelte er sich, „ich möchte jetzt nicht unterwegs sein.“

„Ja auch nicht“, pflichtete ich bei und trat an das Fenster, in den Vorgarten hinaussehend. War auch t in Mondschein, so verbreitete der hochliegende Schnee doch genug Helligkeit, um die dunkle Gestalt des Wächters, der in seinen Schafpelz gehüllt und gefolgt von seinem Hund, nach dem Wirtschaftshofe schritt, deutlich erkennen zu können. Der Wind war zu einem förmlichen Orkan ausgeartet, er rüttelte an den Fenstern und der schweren eigenen Hausthür wie ein zorniger Riese, der Einlaß befehlt. Ein großer, trodenet Ast brach von einer Pappel und schlug an die Scheiben, daß diese laut klirrten; es dröhnte, fauchte, und ächzte in den Lüften, und eine aufschreckende Gule ließ plötzlich ihr schauerliches „Lomm mit, lomm mit“ hören. Auf einmal stand, wie ich verheißt, auf dem großen Rasenplatz dicht vor meinem Fenster ein Mann mit einer Laterne in der Hand, er schien etwas zu suchen, und mir war es, als ob er sich bemühe, eine Spur aufzufinden.

Es mußte der Inspektor sein, der vielleicht Dinge verlor, und ich wunderte mich nur, daß bei dem Wachen des Sturmes die Laterne nicht erlosch, sondern ein ruhiges, helles Licht verbreitete, mit einem eigenthümlich grünen Schimmer, etwa wie das Gasglühlicht.

Jetzt richtete sich der Mann zu seinem vollen Größe auf und hob die Laterne mehr zu seinem Gesicht empor, als hätte er mir voll zusehend. In der hellen Beleuchtung erkannte ich deutlich mein Schwager, auf seinem Gesicht lag der Ausdruck einer furchtbaren Angst, eine ungeheuren Schmerz und über seine rechte Wange riefte langsam Blut. Ich wollte meine Schwester und meinen Neffen herbeirufen, aber ich hatte keinen Ton in meiner Kehle, ich mußte auf einen Moment die Augen geschlossen haben, um dies schreckliche, erste entsetzliche Gesicht des sonst so fröhlichen, jovialen Mannes nicht mehr zu sehen, denn als ich wieder die Lid öffnete, war er schon gestanden, leer — Licht und Gestalt verschwunden, wie von der Erde verschlungen.

Unabwiesbar hatte ich das Gefühl, den Heimkehrerden ist ein Unglück begegnet. Sie sind bei der herrschenden Finsterniß auf den See gerathen und dort eingetrochen. Der Schwager suchte mit Hilfe der Wagenlaterne eine Spur zu finden, die nach dem Lande führt. Wie ich darauf kam, diese Kombination zu machen, ich weiß es nicht, aber sie durchdrachte blitzschnell mein Gehirn, und ich hatte nur das eine Gefühl, so schnell wie nur möglich zu ihrer Rettung zu eilen. In weniger als einer Viertelstunde war Haus und Hof alarmirt. Wie ich es möglich machte, in so kurzer Zeit die Leute mitten in der Nacht in den heulenden Sturm, der uns den Schnee in's Gesicht peitschte, herauszubringen, ist mir noch bis heute

räthselhaft, aber mein Ruf, die Herren sind auf dem See verunglückt, machte die Alle willfährig, Niemand fragte mich, woher ich dies wisse, sie schauten in mein schredensreiches Antlitz und fügten sich ohne zu murren meinen Anordnungen. Mit Stangen, Leitern und Stricken beladen setzten wir uns Alle, der alte Gutsinspektor, mein Neffe und ich an der Spitze, auf einen eilig angespannten Leierwagen und fuhrten, in rasendem Galopp davon. Nach etwa zehn Minuten lag auf der rechten Seite des Weges die leicht zugefrorene, schneebedeckte Fläche des Sees vor, oder vielmehr unter uns, denn der Weg lief über auf einer Höhe dahin, dieselbe fiel in einer Länge von etwa 200 Schritt hinab nach dem See hin ab und war diese gefährliche Stelle durch eine Barriere geschützt. Die Fahrtrasse war aber hier sehr breit und hielten sich die Reiter in der Nacht gewöhnlich auf der linken Seite, das wußte ich aus Erfahrung, war ich doch selbst oft genug bei Tag und Nacht diesen Weg, der gleichzeitig nach unserer Kreisstadt führte, gefahren. Es war also nicht anzunehmen, daß hier etwas passirt sein konnte, meine Angst galt jener Richtung der Straße, die hart an dem Ufer des Sees dahinführte, der rülpelte Weiden bezeichnen zwar dieselbe, aber wie leicht konnte man bei finsterner Nacht und Schneetreiben auf das trügerische Eis des Sees gerathen, der an manchen Stellen, selbst bei großer Kälte, nicht völlig zufror. Um so größer war mein Schreck, als der Inspektor, der unter seinem wei ßen Mantel eine Laterne vor dem Verlöschen schützte, plötzlich Halt rief, vom Wagen heruntersprang, an die Barriere rannte, mit der Laterne daran herumleuchtete und uns etwas zu sagen, was wir aber bei dem Brausen des Windes nicht verstehen konnten; (ich fügte auch wir ab und kürzten ihm nach.

Die Barriere war total zertrümmer und sich weit vordrengend, leuchtete der alte Mann in die Dunkelheit hinab, Nichts war zu sehen, wir hörten nur, wenn der Sturm eine Mißnote rührte, das leise Anschlagen der Wellen an das Ufer, hier mußte der See offen sein.

„Der Sturm oder der abgehörte: Ast einer Pappel hat die morsche Barriere zerstört“, sagten nach einer Weile angelegentlich Schauens und Luschens der Inspektor, „sahen wir weiter.“

„Pöhllich war es uns, als ob ein langgezogener Seufzer zu uns heraufdränge.“

„Es wird Thawetter, der See liegt“, sagte der erfahrene Inspektor und wollte uns mit sich fortziehen, aber schon kletterten und rutschten wir mit größter Lebensgefahr an dem mit Schnee und Glacis bedeckten schroffen Abhänge hinab.

Unsere Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt und wir konnten ziemlich weit den See überschauen. Hier am Ufer eine ziemlich große, dunkle Fläche, offenes Wasser, weiterher sah man den Schnee leuchten, also Eis. Ich hatte meinen Rasen an der Hand gefaßt und so standen wir und lauschten. Ich hörte den dumpfen Schlag meines Herzens, Fieberfrost schüttelte mich und ich fühlte ein heißes Brennen in meinen Augen, wohl theils von der Anstrengung die Dunkelheit zu durchdringen, theils von den nur mühsam zurückgebrachten Thränen herabrollend.

Auf einmal schallte von oben herab ein lautes Hallo. Pferde-Geräusch und Schellengeklänge klang zu uns herauf, eine dröhnende Bassstimme überlötete den Sturm:

„Zum Donnerwetter, was giebt es? Was machen Sie hier mitten in der Nacht mit den Leuten?“

Es war die Stimme meines Schwagers, gesund und wohl gehalten befand er sich auf dem Heimwege.

Ich stieß einen jubelnden Schrei aus und verlor die Besinnung g. Als ich erwachte, schien die goldene Sonne in mein kleines Zimmer und das freundliche Gesicht unseres alten Hausarztes leuchtete sich über mich. Ein furchtbares Getöse - Entzündung hatte mich Wechen hindurch an den Rand des Grabes gebracht. Mühsam kam er mich in jener Schredensnacht, auf die Hilfe rief meine Nefen kin, die Leute na oben getragen und in den Schritten meines Schwagers gebettet, der mit seinem Sohne auf dem Nachhufweg sich in heister Stimmung befand und nun weilsich über verrückte Weiberphantasien weiterle und stuchte, desto ärger, als er zu Haus seine Frau fast halb todt vor Angst und Entsetzen antraf.

Die Meinigen vermieden es rückwärts über jene Nacht zu sprechen, nur einmal machte mir meine Schwester eine Andeutung, daß nach Ausganges Arztes die Kranheit schon länger in mir gelegen habe und ich schon im Fieber gewesen sei, als ich mich einbildete, jene Erscheinung gesehen zu haben. Die Fahrt in der kalten, stürmischen Nacht habe nur ihren Ausdruck beschleunigt.

besucht; meine Pflichten festelten mich selbst an ein trautes Heim, in denen meine Lieben schon zu wiederholten Malen Eintrich gehalten hatten. Da erhielt ich eines Wintertages eine Depesche: „Bitte sofort herzutommen, Lemte.“

Es war der alte Inspektor, der mich rief, der, mit dem ich vor nun bald zehn Jahren jene abenteuerliche Nachtfahrt unternommen hatte.

Wir reisten Tag und Nacht, mein Gatte begleitete mich, er wollte mich nicht allein das Schwere tragen lassen; denn daß irgend ein Unglück geschehen sei, davon war auch mein sonst so optimistischer Mann überzeugt. Auf der kleinen Bahnhafstation empfing uns am Abend des zweiten Reisetages ein geübtes, altergraues Männchen.

„Lemte“, rief ich, „was ist geschehen, wo find die Meinigen?“

Er konnte nicht sprechen, schluchzend führte er mir die Hände und sah mich mit jammervollen Blicken an.

Auf der Fahrt nach dem Gute erfuhren wir von dem alten Manne bruchstückweise das Folgende:

Meine Schwester und die beiden Nichten, jetzt blühende Mädchen von 17 und 18 Jahren, waren zu einer Wohlthätigkeits-Konzert, in dem meine ältere Nichte als brillante Pianistin mitwirkte, nach der Kreisstadt gefahren. Es war harter Frost, aber keine Schlittenbahn, und so hatten sie bei der Nachhausefahrt wohlverwahrt schlummerten. Denn wäre dies nicht der Fall gewesen, hätte meine ängstliche Schwester nicht gefastet, daß der Reiter, um den See fuhr, rennend er auch Tags zuvor mit seinem Herrn denselben Weg im leichten Jagdwagen gemacht hatte.

Wachte aber nun doch die Eisbede zu schrecklich gewesen sein, um den schweren Landbauer zu tragen, oder mochte er, vom Schnee geblendet, die Richtung verfehlt und auf eine jener Stellen gerathen sein, die selbst bei härtestem Froste wegen warmer unterirdischer Quellen, nur eine leichte Eisbede trugen, genug, mit einem furchtbaren Krach war diese plötzlich geborsten, der alte Reiter vom Bod gestürzt worden, und Wagen und Pferde in dem See versunken. Als der alte Mann wieder zur Besinnung kam, sah er beim ersten Mondenlichte eine furchtbare Dessehung im Eise gähnen und dar neren ein schauerliches Chaos von sich bäumenden und schlafenden Pferdekörpern.

So schnell er vermochte, war der noch halb betäubte Mann nach Hause geeilt, um Hilfe herbeizuholen, und mit meinem Schwager an der Spitze, waren sämtliche Gutsleute zu der Unglücksstätte geeilt. Mit der Laterne in der Hand, halb wahnwinnig vor Verzweiflung, hatte mein unglücklicher Schwager auf dem äußersten Rande der Wüste dahinschreitend, eine Spur seiner Fährte gesucht. Spürlos war in die Pferde und der schwere Wagen mit seinen Anfassern in den eiskalten Flutchen des Sees versunken. Wie lang, beendliche Ramad der eiden Thiere gebauert, Niemand konnte es sagen, denn Niemand war Zeuge des Endes gewesen.

Zahlreiche Blutspuren verriethen, daß sich die armen Thiere in den Umhüllungen, sich herauszuarbeiten, an den scharfen Ranten des Eises vergeblich bemüht hatten. Wäre sofort Hilfe zur Stelle gewesen, beson eine Menschen, die die Stränge der Pferde zerschnitten hätten, diese und der Wagen mit den unglücklichen Frauen wäre zu retten gewesen; aber je würdiger die Thiere um ihr Leben kämpften, desto mehr verwickelten sie sich in die Stränge und Riemen, desto tiefer rüdten sie in die Wagen in die Flutchen des hier unergründlichen Sees hinab.

Wir waren jetzt auf unserem Wege dicht an das Ufer des Sees herangekommen. Der alte Lemte hatte seinen Bericht beendet und starr und lautlos klidten wir auf die wüßte, stille Fläche. Pöhllich durchdrang ein Lichtschein die Dunkelheit, mit einem Anstreich wies ich darauf hin.

„Es ist der Herr“, sagte eintig der alte Mann, „Abend für Abend geht er mit der Laterne zur Unglücksstätte, um seine Lieben zu suchen.“

Wir ließen halten und von Lemte geführt hatten wir bald den Lichtschein erreicht. Pöhllich richtete sich nicht vor uns eine geduckte Gestalt, die etwa auf der Erde zu suchen schien, auf sie hob die Laterne in die Höhe, und ich schaute in das gramverzerrte Antlitz meines Schwagers, in tasselbe Gesicht, das ich vor nun bald zehn Jahren in jener graufigen Winternacht schon einmal gesehen. Zug für Zug derselbe verzweifelte, entsetzte Ausdruck in dem sonst so lebensfrohen Gesichte, über dessen rechte Wange langsam ein dünner Streifen Blut riefelte, w hschrecklich hatte er sich beim Durchdrängen durch irgend ein Dornen-Gebüsch die Wunde zugezogen.

Ich drückte meine Hände auf mein nichtlopfendes Herz und lehnte mich halb betäubt an die Schulter meines Gatten, der selbst tief erschüttert, auf den unglücklichen Mann blickte, der so ganz jener Erscheinung ählich, die ihm so oft beschriebene. Keinahe ein Jahrzehnt voraus, hatte ich mit den Augen meines Geistes die Person in der gleichen Situation erblickt, jenes Gesichtes war zur graufigen Wirklichkeit geworden.

Als im Frühjahre die Eisbede des Sees endlich barst, gab dieser seine Opfer heraus, mit ihnen wurde mein unglücklicher Schwager in der alten Familiengruft des Gutes bestatet.

Ein russisches Idyll.

Von M a u r u s K o t a i (P e t i).

Aus dem Ungarischen übersezt von Heinrich Glüds mann.

Anna Petrovna Deronowa war ein herrliches Mädchen, würdig des besten Mannes, der auf der Welt zu finden war. Und sie fand diesen Mann, wenn auch nicht auf dem Wege, auf dem sie ihn suchen mochte.

Ein stotter Dragoneroffizier machte ihr den Hof, einer jener Schmetterlinge mit Spauletten und Schoren, deren Name nicht werth ist, der Vergangenheit entrissen zu werden. Er kaufte das Mädchen und amna eines Tages weit weg, ohne vorher Anna Petrovna zum Altar geführt zu haben. Doch so weit konnte er nicht gehen, daß ihn die schöne Petrovna nicht hätte finden können. Sie forschte den Treulofer in der Residenz des Karsen aus und schoß ihm am helllichten Tage, mitten im Gewimmel einer lebhaften Straße, eine Kugel in die Brust.

Der Offizier starb nicht, er genas. Dies beeinflusste als Milderungsgrund das Urtheil über Anna Petrovna. Sie erhielt nur — hundert Knutenhiebe zugesprochen. Wäre ihre Kugel tödlich gewesen, so hätte das Urtheil auf zwei hundert gelaute.

Wer in dem heillosen Lande an der Wolga mit der Knete geirrt wurde, der hat für Europa aufgehört, ein Mensch zu sein. Wenn er nicht unter der Hand des Profoschens ins Jenseits wandert, so schickt man ihn in ein irdisches Jenseits, nach Asien; dort kann er dieses schöne Leben fortsetzen, so laue es anhalt.

Der schönen Anna Petrovna wurde erklärt, daß sie für den sehr problematischen Fall, wenn nach den hundert Knutenhieben noch die Seele in ihrem zarten Körper sei noch dem freundlichen Kopal aben und dort bis an ihr Lebensende bleiben würde. Dort dürfte sie auch heirathen. An Männern sei dort kein Mangel.

Die freundliche Nestuna Kopal liegt auf der Rinne eines anmutigen Berges in Mittelasien und eröffnet eine so schöne Fernsicht, daß man mit sechs Kanonen eine ganze Kirgisienhorde wegscan kann. Die Gegend hat noch andere Vorzüge. So begegnet man dort auf zehn Meilen in der Runde seinem Baum und seinem Strauch und kann drei Tage auf dem Rücken des schnellfüßigen Kamels diese Wüsteneien durchstreifen, ohne auf Trintwasser zu hoken.

Der nächste Nachbar ist der mit Ruhland freundschaftlich verbündete Sultan Koratali, Emirh mit Namen. Seine Gattin ist eine treffliche Mutter; sie verfertigt höchst einwandfreie Gewänder ihrer Kinder, und zwar in einfacher Weise, indem sie die Rangen von Zeit zu Zeit in ein aus bider, fetter, rother Thonerde bereitetes Bad setzt und die Thonhüllen auf ihren Leiden trocken läßt; so können sie meistens von Mücken und Wespen nicht gestochen werden. Ihr hoher Gemahl trägt nur im Winter einen vollständigen Anzug; im Sommer ist er bloß vom Gürtel abwärts bekleidet und bestet sich den Orden des heiligen Wladimir nur für die kalte Brust.

In der Festuna Kopal selbst wohnen der russische Commandant und seine Soldaten, die kundlich ererbene kirgisische Diener und die Frauen ihrer Herren.

Dreimal im Jahre setzt sich aus der Festuna Kopal ein Zug britischer Kosaken in Bedeuna, der den Bewohnern von Kopal Mehl, Branntwein, andere das Leben verlässliche Dinge und die Briefe bringt. Sie sind also nicht völlig abgeschnitten von der Welt.

Mit dieser reizenden Gegend wurde Anna Petrovna bedacht, doch mußte sie zuerst die hundert Knutenhiebe überstehen, denn die Festuna Kopal giebt man nicht umsonst.

Unter den Hieben kann eine Frau sterben. Aber auch schon, wenn ihr der Profosch das Demd von den Schultern reißt und dem nächststehenden Kosaken winkt, ihre beiden Hände zu ergreifen und sie auf den Rücken zu schnallen, damit die Hiebe leichter zu ertragen seien, daran schon, glaube ich, kann eine Frau sterben.

Anna Petrovna, die mühsige Anna Petrovna, stürzte vor Entsetzen in die Knie, verhüllte sich das Antlitz mit den Händen und stierte wie Irenlaub.

Der Profosch ariff nach ihrem Hals, er schrie auf, als hätte sie glühendes Eisen berührt, und doch konnte das nicht schmerzen.

„Tarboga!“ rief der Profosch, worauf der anarufene Kosak aus Reih und Glied trat.

„Mit dem Rechte, das mir zusteht, wenn ich sie betrachte. Du weicht, der Gatte darf die Strafe seiner Frau theilen.“

„Das ist wahr. Entlasse Dich also. Du wirst es aber bereuen.“

Tarboga entledete sich bis zum Gürtel, ließ sich den Strid um beide Hände binden und so zum Balten emporziehen, während man ihm die Füße mit einer Kugel beschwerte.

Der Profosch war wüthend. Mit beiden Händen schwaue er die Knete, hiel mit wilder Kraft auf und frug bei jedem Hiebe: „Nun, mein Sohn, gelüfte es Dich noch nach dem schönen Mädchen? Willst noch immer ein hübsches Weibchen? Kreuz Dich auf den Hochzeitsstanz? Hast Dir ja ein nettes Dima ausausucht!“

Anna Petrovna aber sah halb wahnfinna, wie das Blut ihres Opfers niederstropfte, das die Hälfte ihrer Strafe übernommen hatte. Nezt wird gleich an sie die Reihe kommen.

Die Fünfzig waren abgezählt. „Noch zehn für das Mädchen!“ brummte Tarboga vom Strid herab. „Ab, bist wirklich ein braver Burche! Warte nur, jetzt ab! ich Dir von meinen Hieben!“

Und er gab ihm von den besten. Anna Petrovna hieltete jeder Hieb, den sie sehen und hören mußte, das Gesicht schmerzhaft.

Es waren schon sechzig. „Noch zehn“, brummte der Kosak. Der Profosch kam jetzt in belle Wuth. Mit dem Grimm eines wilden Thieres schlug er sein Opfer, das für einen Anderen die gräßlichen Schmerzen ohne Wehklage ertrug.

Nur dreißig blieben noch für Anna Petrovna. Der Kosak schaute von seiner Marterfäule auf sie hernieder und sah sie, vor Angst sinnverwirrt, vor sich hinstarren.

„Noch zehn“, röchelte er aus leuchtender Brust. „Noch ab ihm auch diese. Doch sein heißer Athem genügte noch zu wiederholen: „Noch zehn.“

Beim neunzigsten Hiebe konnte er nicht mehr sprechen, seine Kraft verließ ihn, die Knete fielen ihm zu. „Nun, mein Sohn, willst Du auch noch die letzten zehn für das schöne Mädchen?“

Er konnte nicht mehr sprechen, doch mit dem Kopfe nickte er: „Ja.“

Da sprang Anna Petrovna von der Erde auf, riß sich mit eigener Hand das Tuch von der Brust, und indem sie es auf Tarboas blutenden Rücken breitete, ließ sie ihn mit dem eigenen Leibe, hielt die schmerzlichen Schultern dem Feindiger hin und schrie mit wilder Leidenschaft:

„Ich lasse meinen Gatten nicht zu Tode bluten! Mir die übrigen!“

Und darauf wurden sie Mann und Weib. Gemüth liebten sie einander sehr, und sie leben jetzt noch in der freundlichen Festuna Kopal.

Die folgende Erinnerung aus den Sechzigern - Kriegen, die durch den letzten spanisch-amerikanischen Kampf in ihm weckert ist, erzählt uns ein Berliner Blatt:

„Das Schicksal hatte mich, — ich war Seemann meines Vaters — zu Anfang der sechziger Jahre zur amerikanischen Marine verschlagen. In New York gepreht, war ich an Bord der „Wabosch“, einer großen Fregatte gekommen, und bekleidete zur Zeit dieser Erzählung den Rana eines Unteroffiziers und Bootstewers. Wir gehörten zum Blockade - Geschwader vor New Orleans, und schon längere Zeit lagen wir vor diesem Hafen, fortwährend auf der Hut, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Eines Abends kam ich mit meinem Boot, so war schon dunkel, an Bord. Das Admiralschiff hieß „Vaternensanal“, die von unserem Schiff beauftragt worden. Da erlöste die Bootsmannswehr: „Die Bootstewer achte auf.“ Der erste Offizier theilt uns seinen Mann mit, der Admiral habe befohlen, drei unter dem Fort liegende Schoner, die mit Baumwolle beladen waren, herauszuholen, und unser Schiff mit dem Auftrage beauftragt, Gefährlich war das Geschäft. Aber schon der Ehre wegen war Jeder von uns bereit, die Fahrt zu machen.

„Wer will fahren?“ fragte der Lieutenant. Natürlich wollte Jeder der Ausgewählten sein. „Gut“, sagte der erste Offizier, „wir loosen.“ Eine unserer Wachen nahm die Loose auf, und Jeder zog sein Glied über Unalid heraus.

Das Loos hatte mich getroffen. Vielesicht wurde ich von den Kameraden kenneidet. Der Offizier sagte: „Na, also wir Beide, Deutschlands Söhne, lösen ein Blatt in den Vorbertraun des Sternennauers einfüden. Lassen Sie Ihr Boot mannen, suchen Sie eine tüchtige Mannschaft aus, und bewaffnen Sie die Leute wie üblich mit Revolvern.“

„Ich erlaube mir einzuwenden, ob ich nicht vielleicht ein anderes Boot nehmen könnte, da das meinige weiß und sehr weit zu sehen sei, wurde aber abschlägig beschieden. Nun, mir konnte es ja recht sein; ich entfernte mich, um meine Vorkerkungen zu treffen.

ben würde. Acht leate er sein Buch fort, nimmt meine Melduna entgegen und ruft den Steward.

„Eine Flasche Eßwein und zwei Gläser.“ Der Junge bringt das Gemüchliche, der Lieutenant zieht die Gläser voll. „Auf gutes Gelingen!“ Er löst mit mir an, sein Glas ersprinat.

„Ich werde niemals den Ausdruck in seinem Gesicht veracassen; nicht etwa Furcht oder Schreden präate sich darin aus, nein, es war eine Resonation darin zu sehen, welche deutlich sagte, ich weiß, was mir bevorsteht und habe mich darin gefanden, mein Haus ist bestell.“

„Steward, ein anderes Glas.“ Der Junge bringt es, es ist gefüllt, und zieht erklungen die Gläser voll, ohne in Schrecken zu achten. — Ich wollte gehen; mich hatte der kleine Zwofschenschiff ergriffen. Da sah der Mann meine Hand und sagt tief ernst: „Bootsstewer, ich habe heute Nacht im Traume — meine selige Mutter gesehen, sie hat mich so traurig angesehen, ich bin überzeugt, mir passiert ein Unglück auf dieser Fahrt, lassen Sie mich aber nicht liegen, bringen Sie mich an Bord.“

Vergebens verfuete ich durch alle möglichen Einwendungen den Lieutenant zu überzeugen, daß der Zufall gespielt, das Glas schon geprüngen gewesen sei. Es mühte Alles nichts, er blieb dabei.

„Was ich weiß, weiß ich eben, aber lassen Sie mich nicht auf dem Wege.“ Ich ging in mein Boot, der Offizier meldete sich von Bord, die Beglückwünschungen gingen spurlos am ihm vorbei, und ich muß gestehen, an mir auch.

„Seht ab, laß fallen Ritsms, ruder an überall“, waren die Kommandos, von mir rein mechanisch gegeben, und dahin flogen wir, dem Ruhm, der Gefahr, vielleicht dem Verderben entgegen.

Die Ruder waren bewickelt, damit ihr Geräusch in der stillen Nacht nicht gehört würde. Schmeigen waren wir schon eine gute Strecke gefahren, da sagte der Lieutenant: „Lassen Sie nicht so schatz rudern, um 1 Uhr kommt der Mond auf, und zu unserem Geschäft müssen wir Licht haben.“

„Herr Lieutenant“, meinte ich, „wir brauchen den Mond nicht, ich finde den Weg auch im Dunkeln, und so dunkel ist die Nacht heute gar nicht.“

Er blieb aber dabei, und wohl ober Übel, ich mußte lange ohne zu rudern auf dem Wasser liegen.

So waren wir bald rudern, bald stillliegend, endlich bis in die Nähe der drei Fahrzuge gekommen, ohne daß uns der Mond mit seinem milden Licht unsern Weg beleuchtete hätte.

Da lagen die beschriebenen Preisen in friedlicher Ruhe, sie waren ja unter dem Schutz der Feuerschilde des Forts. Der Schritt des Postens war in der todtsicheren Nacht deutlich zu hören. Vorsichtig, ganz leise, lege ich an der Seite des ersten Schmers an, durch dessen Rumpfs das Boot vor etwaigen Scherhölischen geschützt ist. Der erste Offizier, ich und die beiden für diesen Zweck mitgenommenen Leute besaßen nun gerüstlos das Ded. Der Offizier mit einem Mann, die schuffertigen Revolver in der Hand, gaten zur Kajüte, während ich der Mannschaft meinen Besuch machte.

„Lautlos vollzieht sich Alles. Die Leute sind gefesselt, ebenso der Kapitän. Das Rudern des Ruderkrahns ist eine bereite Sprache. Wir lassen die Ankertette geräuschlos in das Wasser gleiten und durch den Strom getrieben, schwimmt das Fahrzeug der See zu.“

Wieder befeigen wir unser Boot, um das zweit Fahrzeug loszumachen, derselbe Vorgang vollzieht sich zum zweiten Mal und wieder ist unser Thun von bestem Erfolg gekrönt. — Auch das zweite Schiff trieb nach See zu.

Nun noch ein Mal, und alle Träume des Lieutenants werden zu Säuanden. Der Mond vertröh uns nicht. Alles geht seinen Gang. Alles ist in Ordnung, auch das dritte Fahrzeug ist schon von seinem Anker frei und schwimmt, dem Strom folgend, davon.

Der erste Offizier sitzt vor mir im Boot, ich lasse anrudern, um als der gefährlichen Nähe des Forts zu kommen. Da tritt der Mond hell und klar aus den Wolken hervor und beleuchtet uns und die verschwindenden Fahrzuge.

Ein Schuß kracht, der Rollen hat uns gefeselt. Ein Kamonschuh folgt, dessen unheilbringende Ladung über uns hinfliegt, ohne Schaden anzurichten. Ich feuere die Leute an, mit Aufgebung aller Kräfte rudern sie, das Boot fliegt förmlich davon.

Da sagt der Offizier: „Bootsstewer, legen Sie das Boot nochmal langsam in den letzten Schoner, ich habe vergessen, die nöthigen Ausschüsse zu geben.“

„Herr Lieutenant“, erlaube ich mir zu sagen, „der weiß ja, wie er zu Rudern hat, er bleibt doch bei den anderen beiden Fahrzeugen.“